



Isolde Charim
Knapp überm
Boulevard

Schwarz-Grün ein Wagnis? Weit weniger, als man glaubt

st die neue österreichische schwarz-grüne Koalition tatsächlich so ungewöhnlich, wie alle behaupten? Sie ist ein Novum. Aber ist sie wirklich eine widersprüchliche Konstellation? Der Soziologe Andreas Reckwitz liefert eine unerwartete Antwort auf diese Frage. Reckwitz skizziert einen „neuen Liberalismus“, der seit den 1980er Jahren vorherrscht. Entgegen der Annahme ist damit keineswegs nur der Neoliberalismus gemeint. Aus etwas Distanz werde, so Reckwitz, ein komplexeres Bild sichtbar. Dieses umfasst den wirtschaftlichen Neoliberalismus ebenso wie den kulturellen Linksliberalismus. Und auch wenn die beiden Strömungen „zeitweise miteinander verfeindet waren, stellen sie sich doch beide als zwei Seiten eines liberalen Paradigmas heraus“. So Reckwitz' Befund.

Das entscheidende Stichwort dabei ist: Paradigma. Politische Epochen werden für Reckwitz von Paradigmen geprägt. Das sind übergreifende Grundannahmen. Es ist nicht ganz klar, wie bewusst diese den Akteuren sind. Klar aber ist, dass er politische Veränderung als Paradigmenwechsel versteht. So sei die Zeit von 1945 bis in die 1970er Jahre vom Paradigma der Regulierung bestimmt gewesen – welches dann vom liberalen Paradigma der Dynamisierung abgelöst wurde. Dieses sei angetreten, um die früheren Begrenzungen in alle Richtungen – ökonomisch und kulturell – zu überschreiten.

Wirklich entscheidend dabei ist, dass die Links-rechts-Unterscheidung sich nicht mit jeweils einem Paradigma deckt. So ist nicht die Regulierung links und die Dynamisierung rechts. Es gäbe vielmehr beide Paradigmen sowohl in linker als auch in rechter Version. Das sei, so Reckwitz, bei der Regulierungspolitik ebenso gewesen wie beim Liberalismus. Das bedeutet aber: Links und rechts sind nicht die grundlegenden politischen Kategorien. Zugleich befinden wir uns aber auch nicht, wie oft behauptet, jenseits von links und rechts. Diese haben vielmehr eine andere Funktion: Sie bespielen beide dasselbe Paradigma – variieren, interpretieren dieses aber in unterschiedlicher, oft in gegenteiliger Weise. So haben Neo- und Linksliberalismus beide teil an Konzepten wie Offenheit, Entgrenzung, Globalisierung. Aber während das eine Partei wie die konservative ÖVP als ökonomische Deregulierung interpretiert, übersetzen Grüne dies als Anknüpfen gegen alte Normen.

Öffnung und Schutz

Das bedeutet, dass ÖVP und Grüne, auch wenn sie für zwei extrem unterschiedliche, ja gegnerische Varianten des Liberalismus stehen, doch eine gemeinsame Grundmaxime haben. Beide kämpfen um Öffnung: sei es eine „Öffnung der Märkte“, sei es eine „Öffnung der Identitäten und Konventionen“. Gemeinsam bilden sie den gesamten – ökonomischen und kulturellen – Liberalismus. So weit die Soziologie. Die Realpolitik hat einen ganz anderen Weg eingeschlagen. Kanzler Sebastian Kurz hat als Motto für die neue Regierung ausgegeben: „Es ist möglich, sowohl das Klima als auch die Grenzen zu schützen.“

Das Motto sagt also: Unser Programm ist der Schutz. Ob Klima oder Grenze, Hauptsache, Schutz. Wir stehen nicht unverbunden nebeneinander, wie viele Kommentatoren schreiben. Wir verbinden uns sehr wohl. Aber wir verbinden uns nicht über das liberale Paradigma der Offenheit. Wir verbinden uns vielmehr in aller Paradoxie über das entgegengesetzte Prinzip: das der Schließung. Denn wir repräsentieren beides: Öffnung und Schließung. Wir lassen uns nicht festnageln. Festnageln war gestern. Heute gilt: Grenzen und Klima. Sowohl als auch. Alles lässt sich schließen und regulieren. Als wäre es ein und dasselbe Regulierungsprojekt. Auch der Klimaschutz kann eingemeindet werden. Auch die Natur. Eingeschlossen in die Grenzen haben wir dann eine regulierte Natur. Damit scheinen alle Bedürfnisse gestillt. Ob neo- oder linksliberal. Sowohl als auch. Dass darunter eine ganz andere Melodie spielt, fällt kaum mehr auf. Diese neue Koalition ist weit weniger Wagnis, als man glaubt. Denn für die ÖVP gilt: Man muss Neues wagen, damit alles beim Alten bleibt.

Die Autorin ist freie Publizistin in Wien

Die Protagonistin erbt eine arthritische Dogge von ihrem besten Freund
Foto: TOBSN/plainpicture

Verluste schreiben

Sigrid Nunez' Roman „Der Freund“ handelt nicht nur eine ungewöhnliche Freundschaft, sondern dreht sich auch um Trauerarbeit und die Bedeutung von Literatur



Von Isabella Caldart

Neu ist die Story nicht: Wahlweise ein Kind oder Hund tritt zufällig in das Leben eines einsamen Menschen (meistens ein Mann) und zwingt ihn dazu, sich auf den neuen Gefährten einzulassen und somit das Leben umzukrempeln. Vor allem im Film wird diese Konstellation immer wieder aufgewärmt. Was also macht „Der Freund“, den siebten Roman der US-amerikanischen Autorin Sigrid Nunez, trotz seines allzu bekannten Sujets so besonders?

Der Ausgangspunkt ist erst einmal ein tragischer: Der beste Freund der Ich-Erzählerin nimmt sich das Leben. Noch bevor sie einen Weg findet, mit seinem Tod umzugehen, meldet sich seine letzte Ehefrau: Der Verstorbene hinterlässt eine achtzig Kilo wiegende arthritische Dogge. Mit der Begründung, sie sei ein Katzenmensch, wehrt die Protagonistin dieses unfreiwillige Erbe ab, in ihrer 45 Quadratmeter großen Woh-

nung sei kein Platz für einen Hund, der Mietvertrag verbiete es obendrein. Aber am Ende – die Alternative wäre Hundepension oder Tierheim – landet die Dogge doch bei ihr. Apollo heißt sie.

Apollo, stellt sich heraus, leidet unter dem Tod seines Herrchens fast mehr als die Protagonistin. Tiere könnten vielleicht keinen Suizid begehen, aber „ihre Herzen können brechen, und sie tun es“. Sehr langsam nur erwacht die Dogge aus ihrer Apathie, sehr langsam nähern sich Hund und Frau an und trösten sich durch die bloße Anwesenheit des anderen. „Was sind wir, Apollo und ich, wenn nicht zwei Einsame, die einander schützen?“

Sigrid Nunez' „Der Freund“, ins Deutsche übertragen von Anette Grube, erzählt aber nicht nur von dieser ungleichen Freundschaft, mehr noch ist dies ein Roman über das Schriftstellerinnendasein und das Schreiben. Wie ihr toter Freund ist auch die namenlose Erzäh-

lerin Autorin, und sie lässt viele Reflexionen über die Bedeutung von Literatur einfließen, zitiert Rilke, Flannery O'Conner, George Simenon, Virginia Woolf und W. G. Sebald, verweist aber auch auf Lady Gaga und Ted Bundy. Dies geschieht oft in assoziativen, kurzen Absätzen, dann wieder liest sich der Roman so intim und nah wie ein Tagebuch. Nunez' Protagonistin beleuchtet auch die Kulturgeschichte von Mensch und Hund. Die Autorin erwähnt wahre Geschichten von Hunden, die ihren Besitzer:innen über deren Tod hinaus treu blieben – wieder der Hund Hachikō, der zehn Jahre lang täglich an einem Tokioter Bahnhof wartete, an dem er zuvor Tag für Tag sein Herrchen abgeholt hatte.

Fast der gesamte Roman ist adressiert an den verstorbenen Freund, dessen Tod die Ich-Erzählerin nur schwer akzeptieren kann. „Du warst nicht mehr da, aber nicht tot“, so empfindet sie zumindest. „Eher so, als ob du verschwunden wärst.“ Am Ende

bleibt die Angst, durch dieses Buch, diesen langen Brief dazu beizutragen, den Freund so, wie er wirklich war, zu vergessen. Ein Paradoxon? Möglicherweise, aber sie ist sicher, dass „Schreiben und Fotografieren mehr von der Vergangenheit“ zerstört, „als sie bewahren“. Und: „Indem man über jemanden schreibt, den man verloren hat – oder auch nur viel über ihn spricht –, beerdigt man ihn endgültig.“

Die Grenzen zwischen Roman, Essay und Memoire in „Der Freund“ sind fließend. Es ist leicht, Überschneidungen zwischen Nunez und ihrer Protagonistin zu finden, die wie sie Autorin und Dozentin für Creative Writing ist und in der Nähe des Manhattaner Union Square lebt. Auch das thematisiert der Roman. „Ich gehe nie automatisch davon aus“, erklärt die Erzählerin einem ihrer Studenten, „dass ein Werk autobiografisch ist.“ Woraufhin dieser verblüfft entgegnet: „Über wen soll ich denn sonst schreiben?“

Ein Glück, dass diese Autorin endlich entdeckt wurde, ihr gelingt ein Drahtseilakt

Mit „Der Freund“ gelang Sigrid Nunez, Jahrgang 1951, der späte Durchbruch. Nunez, die bereits sieben Bücher verfasst hatte, darunter ein Memoire über Susan Sontag, mit deren Sohn David Rieff sie zusammen war, blieb der ganz große Erfolg bisher verwehrt. „Der Freund“ schaffte es aber nun auf die Bestsellerliste der *New York Times*, zudem bekam sie 2018 den *National Book Award* verliehen.

Ein Glück, dass diese Autorin endlich entdeckt wurde. Denn ihr gelingt in diesem Roman der erstaunliche Drahtseilakt, von einer trauernden Frau, einem trauernden Hund und der wachsenden Freundschaft zwischen den beiden zu erzählen, ohne auch nur ein einziges Mal in Sentimentalitäten oder Kitsch abzurutschen. Die vielen literarischen, historischen und popkulturellen Bezüge, die Nunez herstellt, die Zitate über Literatur, Trauer, Tod und die Beziehung von Mensch und Hund, bereichern diesen warmen, mitunter humorvollen Roman auf vielen Ebenen; sie wirken niemals überladen oder zu gewollt. Und genau das ist es auch, was „Der Freund“ von anderen Büchern und Filmen mit ähnlicher Handlung so unterscheidet.

Sigrid Nunez: „Der Freund“. Aus dem Englischen von Anette Grube. Aufbau Verlag, Berlin 2020, 235 Seiten, 20 Euro

unterm strich

Große Aufregung um das Staatsballett Berlin Letzten Mittwoch kam die Nachricht, dass die Choreografin Sasha Waltz und der Ballettmanager Johannes Öhman, die das Staatsballett erst seit dieser Spielzeit zusammen leiten, gegen Ende des Jahres aufhören. Diese Meldung überraschte sehr, schien es doch, als hätten sie mit jüngeren Choreografen einen guten Weg eingeschlagen. Groß war die Enttäuschung im Ensemble, das am Mittwochabend die Rücktrittsankündigung

der Co-Intendanten scharf kritisierte.

Für Montag hatte das Staatsballett zu einem Info-Termin eingeladen. Sasha Waltz hat ihre Entscheidung zwar nicht revidiert, aber bittet um Zeit, die Ansage zu überdenken. „Ich erlaube mir, mir diese Zeit zu nehmen“, sagte sie vor Journalisten. Die Bedenkzeit sei sie den Tänzerinnen und Tänzern schuldig. Von der Entscheidung ihres Co-Intendanten Johannes Öhman, das Staatsballett zum Jahresende zu verlassen, sei sie „überrollt“ wor-

den. Öhman kehrt nach Stockholm zurück, wo er schon im März das Ballett-Theater Dansens Hus übernimmt.

Waltz sagte, sie wolle nun überlegen, in welcher personellen Konstellation sie beim Staatsballett bleiben könne. Danach wolle sie einen Vorschlag vorlegen. Ihr als Vertreterin des modernen Tanzes müsste jemand mit „klassischer Expertise“ zur Seite stehen. Sie könne sie aber nicht vorstellen, dass so jemand jetzt „aus dem Hut gezaubert“ werde.